

Stefan Forster

Seinen schwarzen Porsche muss er außer Sichtweite parken, wenn Stefan Forster einmal seine 15 Jahre alte Tochter von der Schule abholt. „Die schämt sich“, sagt er breit lachend. Es ist bezeichnend, dass der Architekt seine Schwäche für das schnelle Auto nicht verschweigt – aber im selben Atemzug laut darüber nachdenkt, wie man den Lebensraum Straße zurückgewinnen könnte. Zugeparkte Straßen sind ihm ein Greuel. „Wie kriege ich die Autos da weg?“, grübelt er und wirbt für Garagen an den Toren der Stadt.

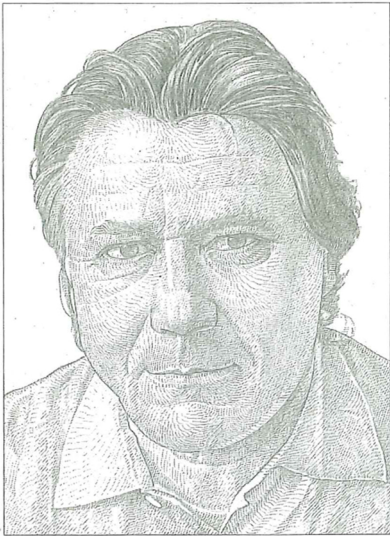
Stefan Forster vereint Widersprüche. Der rauhbeinig-fröhliche Architekt ist schwer auf den Begriff zu bringen. Die Bezeichnung „enfant terrible“ passt auf den Zweiundfünfzigjährigen, weil er im positiven Sinne jung geblieben ist. In seiner Architektur aber herrscht klare Ordnung.

Ob im BDA-Vorstand oder auf dem Podium: An Impulsivität und polemischem Wortwitz steht ihm keiner nach. Beim Publikum ist Forster daher ein gern gesehener Gast. Der Veranstalter sollte sich aber bewusst sein, dass er einem authentischen Charakter aufs Podium hilft, einem Querdenker, der mit seiner oft klugen Meinung nicht hinter dem Berg hält.

Andere schwören auf Notizbücher. Forster hat auf dem Schreibtisch stets eine Rolle Pergamentpapier liegen. Er rollt aus, zeichnet, reißt ab. Ein paar Linien mit dem Füllfederhalter, schon ist der Grundriss fertig. Im Wohnungsbau spielt Forster deutschlandweit in der ersten Architektenliga. Seine Entwürfe sind gradlinig, fast klassisch und haben einen unverkennbaren Stil. Das hat nicht nur die Wohnungsbaugesellschaft ABG erkannt, die seine Arbeiten schätzt.

Forster vertritt eine Architektur, die in ihren Proportionen den Menschen zum Maßstab nimmt. Seinem Stil ist ein Faible für die Architektursprache der zwanziger und dreißiger Jahre anzumerken. Die Gebäude sind nie wichtig, sondern von klarer Eleganz. Wichtige Elemente sind Loggien und der (Klinker-)Sockel, der dem Haus eine Fassung gibt.

„Ein Dörfler aus der unteren Mittelschicht“, beschreibt Forster seine Herkunft. Als Sohn eines Postbeamten in



Zeichnung Oliver Sebel

der Nordpfalz großgeworden, packte ihn die Sehnsucht nach der Stadt. Er ging nach Berlin und traf auf große Bauten. Forster ist kein Berufener: Das Architekturstudium war eine Zufallsentscheidung. Auf Umwegen über Venedig und Mannheim kam er nach Darmstadt, wo er am Lehrstuhl für Wohnungsbau lehrte und alsbald sein eigenes Büro gründete. An Darmstadt war ihm das Provinzielle verhasst, 1995 zog er mit seinem Büro ins Frankfurter Bahnhofsviertel, dessen Verklärung er für unangebracht hält. Er schimpft auf „den Dreck“ vor der Tür.

Seine Beziehung zu Frankfurt ist noch so ein Widerspruch. Die Stadt ernährt ihn und seine 20 Mitarbeiter, aber er lässt kaum ein gutes Haar an ihr. Die Innenstadt sei dörflich, ungemütlich, ohne Klasse und Stil. Sein Sehnsuchtsland liegt jenseits der Alpen. Dort findet er „schöne Orte“. Die Italophilie schlägt sich auch im Privaten nieder. Er ist mit einer Italienischlehrerin aus Vicenza verheiratet und wohnt mit seiner Familie im Deutschherrnviertel.

Westhafen, Mühlberg, Bornheim, Hansaallee oder Ostend – es gibt kaum einen Frankfurter Stadtteil, in dem kein Forster-Bau steht. Im Grunde weiß er selbst, dass er bisweilen ungerecht ist. Frankfurt ist der optimale Arbeitsort für ihn. Er hat an jeder Ecke etwas zu tun.

RAINER SCHULZE